

NZZ 10. Nov. 2012

ESERINNEN UND LESERN

n konnte ich das Dorf von Hebron besuchen. Westjordanland – sind die auch seit Jahren einer ir seitens jüdischer Siedler israelischen Sicherheit. Immer wieder (oder Zelte) zerstört, hütet, die von europäischen errichtete Solar-

Albrecht Hieber, Biel

n Monika Bolliger über al-Arakib in der israelische muss angemerkte primär eine rechtliche über Landbesitzverhältnis Thema wurde mehrere Gerichte gebracht, igkeit hoch geachtet in geurteilt, dass die Klärung auf das betroffene möchte des Weiteren rael viel für die beduin- tut und dass sich ihr und ihre Lebensqualität -arametern wie Lebens- und medizinischer - in den letzten Jahren lessert haben und weiter

Tzach Sarid,
israelischen Botschaft, Bem

lerung

chreibt in seinem Feuilleton über den Ausbruch des 12 (NZZ 3.11. 12), die n und Griechen hätten Übung der Türken aus «ute» untereinander auf- ein unpassender, ja ger Ausdruck! Nach der antinopels 1453 besetzt- n fast den ganzen Bal- haft war von Brutalität- tführungen und abge- en begleitet, wie es der spreisträger Ivo Andric «Brücke über die Drina»

mkriege .Anfang des waren ein Akt der Be- Beutezug. Dass sich die rieraufgestandenen Län- ung der neuen Grenzen mnten, ist eine andere

Geschichte. Es bleibt zu hoffen, dass die jetzigen regionalen Grenzen eines Tages nicht mehr als Kantonsgrenzen sein und territoriale Feindschaften der Vergangenheit angehören werden.

Stascha Bader, Zürich

Mammografie überzeugt nicht

Auch unter dem Einfluss meiner Dissertation über den Nutzen des Brustkrebs-Screenings, die 1990 im «Journal of Clinical Epidemiology» veröffentlicht wurde, hatte die Schweiz lange mit einem systematischen Mammografie-Programm gezögert und zögert immer noch. Heute ist auch die NZZ so weit, zur Kenntnis zu nehmen, dass die Reduktion der Brustkrebs-Sterberate durch die Mammografie lediglich 1 unter 1000 Frauen in 10 Jahren zugutekommt (NZZ 7. 11. 12).

Es muss jede Frau selber entscheiden, ob sich die Mammografie lohnt oder nicht, sagt die NZZ und vergleicht es mit einem Kasino. Damit setzt sich die Erkenntnis durch, dass das Mammografie-Screening auch grosse Nachteile hat und für jede Frau ein Dilemma darstellt.

Die Ernüchterung wird weitergehen. Wie die NZZ ebenfalls zeigt, ändert sich nämlich, nichts am Sterberisiko insgesamt. Die wenigen Frauen" die dank Mammografie nicht an Brustkrebs sterben, sterben trotzdem, einfach an etwas anderem. Angesichts der unvernünftigen hohen Kosten in Form von Beeinträchtigungen durch eine solche Medizin sowie finanzieller Art wird es nicht mehr lange dauern, bis sich auch die Erkenntnis durchsetzt, dass das blosses Auswechseln von Todesursachen noch keinen gesundheitlichen Nutzen darstellt.

Eine Frau, die gesunde Widerstandskräfte hat, kann mit einem schlafenden Brustkrebs ohne Sorge leben, genauso wie die Männer mit einem schlafenden Prostatakrebs. Fehlen die Widerstandskräfte, dann kann auch eine überbordende Medizin an einem ungünstigen Krebsverlauf nicht viel ändern und tauscht nur die Ursachen der Sterblichkeit aus.

Eine verbesserte Krebsstatistik allein täuscht. Deshalb werden wir lernen müssen, die Gesamtsterblichkeit und die Gesundheit insgesamt zu erfassen. Nur so wissen wir, wo medizinische Massnahmen wirklich etwas verbessern.

Dr. med. Johannes G. Schunidt,
Einsiedeln

Eine immer wichtigere Rolle, sei es aus geschichtlichen oder aus finanziellen Gründen. Die Besucher wollen nicht nur Kunstwerke betrachten, sondern verbringen Zeit im Café, kaufen im Shop ein und buchen einen Workshop. So ist die Zeit heute wieder reif für den nächsten Schritt. Nicht zuletzt die lokale Kunstszene, die sich kritisch äussert zum Neubau, profitiert von einem starken Kunsthause, weil sich etablierte und junge Kunst immer schon gegenseitig befruchtet haben.

Skeptiker polemisieren gegen den «Waffenschmied Bühler», dessen Sammlung zusammen mit den Impressionisten des Kunsthause neu als Besuchermagnet wirken dürfte. Es gibt aber kaum eine Gemäldesammlung des 20. Jahrhunderts, bei der die Herkunft der Bilder so sauber aufgearbeitet wurde wie bei dieser. Man darf sich ohne schlechtes Gewissen auf eine hochkarätige Ausstellung französischer Impressionisten freuen - präsentiert in Räumen, die von einem Meister seines Fachs konzipiert wurden.

Aus dem Pfauen wird endlich ein Platz

Der Bau sei ein Allerweltsklotz, passe nicht ins Quartier und zerstöre die Sichtachse vom Kunsthause zur alten Kantonschule mit ihrer markanten Freitreppe, wird weiter bemängelt. Dass Chipperfields Kubus wuchtig ist, bestreitet niemand, allerdings gilt dies nur für Zürcher Verhältnisse. Und legt man das Augenmerk auf die Achse Kunsthause-Universität-ETH, so relativiert sich die Aussage ebenfalls. Zweifellos würde der monumentale Palazzo besser zur Geltung kommen, wenn man ihm mehr Raum geben könnte. Doch Raum ist nicht nur am Pfauen, sondern in ganz Zürich knapp. Der Heimplatz selbst wird durch Chipperfields Museum erst zu einem städtischen Platz, der diesen Namen verdient, und sollte entsprechend gestaltet werden. Das bauhistorische Bijou der Kantonsschule wird vom Garten der Kunst aus immer noch gut zur Geltung kommen. Man kann nur hoffen, dass die künftige Nutzung der Bedeutung dieses Baus entsprechen wird.

Die Stadt Zürich hat einige Grossprojekte auf ihrer Agenda: Neben dem Kunsthause will sie ein Kongresszentrum, eine Fussballarena sowie ein Eis- und Volleyball-Stadion bauen. Alles wird sie sich in Zeiten sinkender Steuerkraft nicht leisten können. Aber nur beim Kunsthause tragen Private einen gleich grossen Kostenanteil wie die Stadt selbst. Hier bewegt sie mit einem Franken so viel wie sonst nirgends; umso mehr, als das touristische Potenzial eines Kunstmuseums viel höher ist als das einer Sportarena. Der Bau von David Chipperfield verdient es nicht, auf Zürichs langer Liste nie realisierter, Grossprojekte zu enden.

Teures Stadionprojekt

Die Stadt Zürich will ein neues Fussballstadion bauen (NZZ 25. 10. 12). 230 Millionen Franken sind die stolzen Kosten. Sämtliche Wünsche der beiden Zürcher Fussballklubs und ihrer Fans sollen damit erfüllt werden. Die Klubs zahlen keinen Franken an den Bau. Wer bis jetzt nicht glauben wollte, dass die Stadt teuer baut, wird eines Besseren belehrt. Eine vernünftige Mantelnutzung, die die Kosten verringert hätte, steht nicht mehr zur Diskussion. Das beträchtliche jährliche Betriebsdefizit soll die Stadt allein tragen. Gleichzeitig ist die Stadt am Schnüren eines Sparpakets, das die jährlichen Defizite verringern soll und das mit einem Abbau von Dienstleistungen ver-

bunden sein wird. Es ist noch nicht lang her, dass auf dem Sparaltar ein dringender notwendiges Altersheim-Projekt in Zürich Nord, das «nur» 45 Millionen Franken gekostet hätte, geopfert wurde. Kein Geld für die Alten!

Damit die Abstimmung über das Fussballstadion einigermassen über die Runden kommt, wird sie gleichzeitig mit der Abstimmung über ein Wohnbauprojekt verknüpft. Eine politische Schlüssellochigkeit! Adi Kälin's Kommentar ist zu ergänzen: Nicht nur die bürgerlichen Parteien sollten sich überlegen, ob sie das Projekt durchwinken wollen. Sämtliche Parteien im Gemeinderat haben diese Pflicht. Und noch ist es nicht zu spät: Gemeinderat und Stimmvolk können zu einem solchen kostenmonströsen Projekt Nein sagen.

Ueli Schwarzmann, Zürich